

Wirtschaft und Kreativität

VON THOMAS PETERSEN

Einleitung

„Creative“ – mit diesen Lettern versucht ein Unternehmen der Chemieindustrie in einer Anzeige auf sich aufmerksam zu machen. Dort heißt es: „*Kreativität bestimmt die zukünftige Handlungsfähigkeit von Chemieunternehmen*. Es ist Zeit für neues Denken. Für kreative und effiziente Wege statt eingefahrener Strukturen.“ Von „neuen Geschäftsprozessen“ und „neuen Technologien“ ist dann noch die Rede, bevor das Unternehmen sein „nächstes Ziel“ erklärt: „größtmögliche Flexibilität für unsere Kunden“.¹

Derartige Anzeigen findet man heute oft – und ebenso Stellenanzeigen, in denen von den Stellenbewerbern *Kreativität als wichtigste Eigenschaft verlangt wird*. Kreativität ist in der Regel assoziiert mit Flexibilität, mit dynamischer Veränderung und Effizienz, d. h. der optimalen Ausnutzung von Mitteln und Ressourcen. Entgegengesetzt werden der Kreativität das Berechenbare, die mechanische Wiederholung und das Starre, das in den „eingefahrenen Strukturen“ anklingt.

Kreativität scheint eine spezifische Angelegenheit der Wirtschaft zu sein, und vor allem der wirtschaftliche Erfolg hängt offenbar wesentlich von ihr ab. Jedenfalls ist dies eine herrschende Meinung. Von dieser Meinung gibt unter anderem das Vertrauen Zeugnis, das auf den Aktienmärkten der Kreativität als solcher und dem, was aus der Kreativität folgt, der Innovation, entgegengebracht wird. Wie stark das Vertrauen in die Kreativität ist, zeigt eine Beobachtung des Politikwissenschaftlers und Beraters der Regierung der Vereinigten Staaten von Amerika, Edward Luttwak, zum „Neuen Markt“, auf dem die Aktien von Internetfirmen gehandelt werden: Nettoverluste solcher Firmen führen zu Steigerungen ihrer Aktienkurse. Offenbar werden Nettoverluste als Zeichen von Innovation und Investition – und damit von Kreativität – betrachtet und damit als Garantie künftiger Gewinne.

¹ FAZ vom 11. 5. 2000, S. 15.

Ist aber Kreativität wirklich ein Wesenszug der Wirtschaft – oder wenigstens der modernen Wirtschaft? Dieser Frage will ich im folgenden nachgehen. Beginnen werde ich mit begrifflichen Überlegungen zu „Kreativität“ und „Wirtschaft“ und davon ausgehend zeigen, dass beides ursprünglich wenig oder gar nichts miteinander zu tun hat. In Verbindung gebracht hat beides erst die Ökonomie der Neuzeit. Vor allem drei Autoren haben sich mit dem Zusammenhang von Wirtschaft und Kreativität beschäftigt: Adam Smith (1723–1790), Karl Marx (1818–1883) und Joseph Schumpeter (1883–1950). Alle diese Autoren sind in der modernen Wirtschaftswissenschaft Außenseiter. Dies gilt selbst für Adam Smith, der meist als der Begründer dieser Wissenschaft angesehen wird. Ob dies vor allem an ihrer Betonung der Hervorbringung von Neuem in der Wirtschaft liegt, mag hier dahingestellt bleiben. Sicher ist jedoch, dass die moderne, mathematisch orientierte Wirtschaftswissenschaft an vorhersagbaren und berechenbaren Zusammenhängen interessiert ist und für ein Phänomen wie die wesentlich unvorhersagbare und unberechenbare Kreativität im Grunde keinen Raum hat. Möglicherweise aber spricht dies gar nicht gegen den „mainstream“ der modernen Wirtschaftswissenschaft. Denn es könnte sein, dass die Verbindung von Wirtschaft und Kreativität im wesentlichen bereits eine Angelegenheit der Vergangenheit ist. Die heutige flexible Wirtschaftsstruktur (vgl. Sennett 1999) wird zwar gerne als eine solche aufgefasst, die die Kreativität der Wirtschaftssubjekte besonders fordert und ebenso begünstigt, und erst heute ist Kreativität zu einem ausgesprochenen Modewort geworden. Es könnte indes auch sein, dass gerade diese Form des „neuen Kapitalismus“ die Kreativität in der Wirtschaft nun endgültig zum Verschwinden bringt.

1. Kreativität und Wirtschaft als Gegensätze

Der Begriff „Kreativität“² geht zurück auf die biblische und christliche Schöpfungstheologie, auf die Erschaffung der Welt aus dem Nichts durch Gott. Demgemäß war die *Creatio*, das Erschaffen, etwas das nur Gott vermag; so Thomas Aquinas in seiner *Summa Theologica* (I, Quaestio 47, Art. 1). Denn die Erschaffung einer Sache ist ihre Hervorbringung hinsichtlich ihrer Substanz als ganzer, ohne dass ein Substrat zugrunde läge.³ Der Mensch kann zwar ebenfalls Dinge produzieren, jedoch nur indem er einen

² „Kreativität“ ist heute ein vor allem in der Psychologie gebräuchlicher, wenngleich dort keineswegs einheitlich verstandener Begriff. Er bedeutet so viel wie die Fähigkeit, Ideen und Gedanken nicht nur zu reproduzieren, sondern neu hervorzubringen.

³ „Creatio autem est productio alicujus rei secundum suam totam substantiam, nullo praesupposito, quod ist vel increatum, vel ab aliquo creatum.“ (*Summa Theologica*, Q. 65, Art. 3)

bereits gegebenen Stoff umformt. Das menschliche Produzieren ist keine Creatio, sondern nur etwas der Creatio Ähnliches. Denn jede Schöpfung, jede Creatio, ist eine Schöpfung aus nichts, eine *Creatio ex nihilo*. Das durch die Creatio Entstandene ist nicht etwas, das aus den Bedingungen seiner Entstehung abgeleitet und aus ihrer Kenntnis vorhergesagt werden könnte. Was die Creatio hervorbringt, ist das im eigentlichen Sinne Neue. Jedoch ist das Erschaffene, die Kreatur, seinerseits nicht kreativ; keine Kreatur und generell nichts, das Körper (*corpus*) ist, kann selbst etwas erschaffen (Summa Theologica I, Q. 45, Art. 5).

Zur Creatio fähig ist für Thomas nur der Geist. Daran setzt die Genieästhetik des 18. Jahrhunderts an. Das künstlerische Genie kann etwas Neues erschaffen, und dies fällt nicht damit zusammen, das es ein materielles Werk herstellt. Das Neue, das Kreative ist die in diesem Werk sich ausdrückende geistige Idee. So aber ist das Kreative zugleich mit dem Herstellen, dem *Poietischen* des Kunstwerks, verbunden.

Was aber hat dies Geistig-Kreative mit der Wirtschaft zu tun, in der nicht das Geistige, sondern das Materielle das Herrschende ist? Die Wirtschaft ist der Bereich menschlichen Lebens und Handelns, der von unseren Bedürfnissen bestimmt ist und in dem es um die Güter geht, die wir zur Befriedigung der Bedürfnisse benötigen. Nicht jedes Gut ist indessen eo ipso schon ein wirtschaftliches Gut. Zu einem wirtschaftlichen Gut wird ein Gut erst dann, wenn es nicht mehr unbegrenzt zur Verfügung steht oder seine Erzeugung oder Beschaffung mit Mühe verbunden ist.

Die Wirtschaft hat es also nur mit Gütern zu tun, die knapp sind – freie Güter wie die Atemluft sind keine wirtschaftlichen Güter. Die Wirtschaft ist daher die Sphäre der Not. Als von den notwendigen Dingen (*αναγκαιων*) beherrschte Sphäre des menschlichen Lebens begriff sie bereits Aristoteles, der als einer der ersten sich mit der Wirtschaft theoretisch beschäftigte (Politik Buch I, Kap. 4; 1253 b 23 ff.). In der Wirtschaft sind wir nach der Auffassung der Griechen der Naturnotwendigkeit unterworfen und insofern nicht frei. Wirtschaftliche Tätigkeiten sollten nach griechischer Auffassung nach Möglichkeit von Sklaven verrichtet werden, weil sie „ihrer Natur nach ‚sklavisch‘ sind, nämlich dem Leben und seiner Notdurft versklavt“ (Arendt 1981: 78). Die Wirtschaft oder die *Οικονομια* ist nun für Aristoteles ein Bereich der Herrschaft, und zwar einer despotischen Herrschaft, die man keineswegs mit der staatlichen Regierung verwechseln dürfe (Politik Buch I, Kap. 7; 1255 b 16 ff.). Wirtschaftliche Kenntnisse und Fähigkeiten sind in der Regel „Wissenschaften für Sklaven“ (*δουλικαι επιστημαι*) – mit Ausnahme der Wissenschaft des Herrn, der „die Sklaven zu verwenden weiß“. Doch hat auch diese „Wissenschaft nichts Großes oder Edles an sich“ (1255 b 30 ff.).

In der Wirtschaft, die uns die Aristotelische „Politik“ schildert, gibt es keine Kreativität.⁴ Sie ist eine statische Wirtschaft, die von immer gleich bleibenden Abläufen geprägt ist und keinen Raum für Neues bietet. Neues gibt es nach griechischem Verständnis nur im politischen Handeln, der Πραξις, oder im handwerklichen Herstellen, der Ποιησις, während es die mühsame Arbeit, der Πονος, ist, den man in der Wirtschaft ausschließlich antrifft. Denn nicht nur die Politik, auch die – kreative – Tätigkeit des Handwerkers galt der griechischen Antike nicht als Teil der Wirtschaft. Denn die herstellende Tätigkeit des Handwerkers (τεχνιτης) und des Künstlers (δημιουργος) diente nicht den Lebensnotwendigkeiten, sondern einem anderen Zweck: „Homo faber [. . .] hatte seine Werkzeuge und Geräte erfunden, um mit ihnen eine Welt zu errichten, aber nicht, oder doch nicht primär, um dem menschlichen Lebensprozess zu Hilfe zu kommen.“⁵

2. Kreativität als Merkmal der modernen Wirtschaft

2.1 Adam Smith und die Arbeitsteilung

Für die griechische Antike also war die Wirtschaft ein Bereich menschlichen Lebens und Handelns, in dem es nichts Schöpferisches gibt. Dieses, oder die Fähigkeit, Neues und vorher nie Dagewesenes hervorzubringen, lässt sich allein in der produzierenden Tätigkeit des Künstlers oder dem Handeln des Bürgers in der Polis finden. Und zu einer Verbindung von Wirtschaft und Kreativität kommt es erst, und genau dann, wenn diese Elemente des Herstellens und des im weitesten Sinne politischen Handelns zu Momenten des Wirtschaftsprozesses werden. Dass und wie dies geschehen kann, hat Adam Smith in seiner Lehre vom Wohlstand der Nationen entfaltet.

Kreativität setzt Freiheit voraus, und frei sind sowohl künstlerische Produktion wie politisches Handeln. Unfrei ist dagegen nach griechischer Auffassung die wirtschaftliche Tätigkeit. In ihr sind wir der Naturnotwendigkeit unterworfen und können auf diese Notwendigkeit nur passiv reagieren.

⁴ So weit ich sehe, hatten die Griechen kein Wort, das dem lateinischen Creare entspricht. Das zeigt ein Blick in die Heilige Schrift, wenn man die griechische Septuaginta und das griechische Neue Testament mit der lateinischen Vulgata vergleicht. Wo Hieronymus von Creatio, Creare oder Creatura spricht, bieten Septuaginta und Neues Testament ποιειν, machen, oder κτιζειν, gründen oder zeugen, und von diesen beiden abgeleitete Bildungen. Vgl. etwa Genesis I, 1, Jesaija 45, 8, Apokalypse 3, 14. Allerdings scheint auch das lateinische Wort Creare den uns heute geläufigen Sinne erst durch seine Deutung im Sinne der biblischen Schöpfungstheologie erhalten zu haben.

⁵ Arendt 1981: 137. Demgemäß konnte der Künstler von seiner Kunst (τεχνη) nicht leben. Hierzu benötigte er eine weitere Kunst, die mit seiner eigentlichen Tätigkeit gar nichts zu tun hatte: die Kunst des Geldverdienens oder die „Lohndienerei“ (μισθοαρνητικη τεχνη). Und dies war eine „Kunst, durch die der ‚Künstler‘ sich von der Notwendigkeit zu arbeiten befreit“ (Arendt 1981: 117, vgl. Platon, Politeia 346).

Smith sieht indes, dass wir dieser Naturnotwendigkeit in der Wirtschaft zwar unterworfen sind, dass wir ihr jedoch nicht einfach wie unter einem Zwang folgen sondern schon in einer selbst freien Weise darauf antworten und uns mit ihr auseinandersetzen. Denn als Menschen haben wir den „Wunsch, die Lebensbedingungen zu verbessern“ (desire of bettering our condition; Smith 1978: 282, 1981: 340). Dieser Wunsch übersetzt sich nun in das „gleichmäßige fortwährende Streben nach besseren Lebensbedingungen“, welches stark genug ist, „den natürlichen Fortschritt zum Besseren hin aufrecht zu erhalten“ (to maintain the natural progress of things towards improvement (Smith 1978: 283, 1981: 343). Etwas diesem unbegrenzten Streben Vergleichbares kannte Aristoteles nur als das unbegrenzte Verlangen nach Gelderwerb oder als Suche nach der „Überfülle des Genusses“ (Politik 1258 a 7). Von der Genusssucht will Smith das Streben nach besseren Lebensbedingungen gerade unterscheiden, selbst wenn er in diesem Streben auch eine durchaus illusionäre Seite erkennt. Denn, so bemerkt Smith in der „Theory of Moral Sentiments“: „Die Freuden, welche Wohlstand und hoher Rang bieten, drängen sich [. . .] der Einbildungskraft als etwas Großes und Schönes und Edles auf, dessen Erlangung wohl alle die Mühen und Ängste wert ist, die wir so gerne auf sie zu verwenden pflegen.“ (Smith 1985: 315) Das ist allerdings eine Täuschung der Natur, weil jede Bedürfnisbefriedigung an eine innere natürliche Grenze stößt und das „Fassungsvermögen“ des Magens des reichen Grundherrn „in keinem Verhältnis zu der maßlosen Größe seiner Begierden“ steht (316). Doch diese Täuschung durch die Natur ist eine wohlthätige Täuschung, da sie „den Fleiß der Menschen erweckt und in ständiger Bewegung erhält“ und ihn „antreibt, [. . .] alle die Wissenschaften und Künste zu *erfinden* [Hervorhebung d. V.] und auszubilden, die das menschliche Leben veredeln und verschönern, die das Antlitz des Erdballs durchaus verändert haben“ (315).

Aus der Sicht Adam Smiths hat also Homo faber – um noch einmal auf Hannah Arendt zurückzukommen – durchaus „seine Werkzeuge und Geräte erfunden [...] um dem menschlichen Lebensprozess zu Hilfe zu kommen.“ Von solchen Erfindungen spricht Smith im „Wohlstand der Nationen“: Es handelt sich nämlich dabei um die „Erfindung einer Reihe von Maschinen, welche die Arbeit erleichtern, die Arbeitszeit verkürzen und den einzelnen in den Stand setzen, die Arbeit vieler zu leisten.“ (Smith 1978: 12)

Das Streben nach besseren Lebensbedingungen, das unserem wirtschaftlichen Handeln zugrunde liegt, ist also selbst ein produktives Streben und macht die technische Erfindung zu einem Element der Wirtschaft. Kreativität ist so ein wesentlicher Zug der Wirtschaft und verhilft der Wirtschaft zu einer dynamischen Entwicklung, zu einem „ständigen Fortschritt zum Besseren“. Auch diese dynamische Seite der Wirtschaft ist etwas dem griechischen Denken ganz Fremdes.

Dass jedoch die technische Kreativität zu einem Element wirtschaftlichen Handelns wird, folgt nicht unmittelbar aus dem Streben nach besseren Lebensbedingungen, sondern bedarf eines Vermittlungsschrittes. Technische Erfindungen können sich im Wirtschaftsprozess nur auswirken und den Lebensprozess nur erleichtern, wenn in der Wirtschaft *Arbeitsteilung* herrscht. Denn es war „vermutlich die Arbeitsteilung, die den Anstoß zur Erfindung solcher Maschinen gab“, die die Arbeit erleichtern (Smith 1978: 13).

In einer arbeitsteiligen Wirtschaft kann niemand die Güter selbst erzeugen, die er zum Leben braucht. In dieser Hinsicht war die Wirtschaft zur Zeit des Aristoteles keine arbeitsteilige Wirtschaft, da ihr Schwerpunkt auf der Selbstversorgung der einzelnen Haushalte, der οἰκοί, lag. Güter, die der Einzelne benötigt, aber nicht selbst produziert, muss er durch Tausch erwerben. Vor allem in einer solchen Wirtschaft „ist der Mensch fast immer auf Hilfe angewiesen, wobei er jedoch kaum erwarten kann, dass er sie allein durch das Wohlwollen der Mitmenschen erhalten wird“ (Smith 1978: 17). Jeder muss vielmehr „deren Eigenliebe zu seinen Gunsten zu nutzen“ verstehen, „indem er ihnen zeigt, dass es in ihrem eigenen Interesse liegt, das für ihn zu tun, was er von ihnen wünscht.“ Wollen wir also erreichen, dass andere uns zu Diensten sind, dann wenden wir „uns nicht an ihre Menschen-, sondern an ihre Eigenliebe, und wir erwähnen nicht die eigenen Bedürfnisse, sondern sprechen von ihrem Vorteil.“ (ibid.)

Zweierlei ist in diesen Ausführungen Smiths über den Warentausch bedeutsam. Der Einzelne, der mit anderen einen für ihn selbst vorteilhaften Tausch tätigen will, muss vom Vorteil dieser anderen *sprechen* und diesen anderen zeigen, dass dieser Tausch in ihrem *eigenen* Interesse liegt. Der Tausch, und das heißt, der Tausch auf einem Markt, setzt nach Smiths Überlegungen die Fähigkeit voraus, fremde Interessen nachzuvollziehen und vom Standpunkt anderer aus zu urteilen sowie diese anderen zu überzeugen, so dass der gewünschte Kontrakt schließlich zustande kommt. Unter Bezug auf Immanuel Kants Begriff des „Gemeinsinns“ hat Hannah Arendt (1985) diese Fähigkeit als eine politische Fähigkeit sui generis gedeutet. Und dies ganz zu Recht: Denn in Staaten mit einer modernen Gesellschaft, die durch unterschiedliche Interessen und Interessengruppen strukturiert ist, ist diese Fähigkeit für politisches Handeln unerlässlich.⁶

Also ist es eine politische Fähigkeit, die die Arbeitsteilung in der Wirtschaft ermöglicht und es dadurch gestattet, die Kreativität des technischen Erfinders in den Wirtschaftsprozess miteinzubeziehen. Erfindungen hat

⁶ Für die Polis, den griechischen Stadtstaat, des Aristoteles mit seiner strengen Trennung von Öffentlichkeit und Haus(-halt), gilt dies nicht in gleicher Weise: „Das Einsammeln von Mehrheiten aus der Vielfalt von Interessen einer pluralistisch-unpolitischen Gesellschaft kam ohnehin nicht in Frage, weil es eine solche Gesellschaft nicht gab.“ (Meier 1993: 333, vgl. 201)

Smith im „Wohlstand der Nationen“ vor allem als solche im Auge, die die Arbeit erleichtern. Implizit ist jedoch noch von einer anderen Kreativität die Rede, die sich aus der genannten politischen Fähigkeit und der Tatsache ergibt, dass man in einer Tausch- oder Marktwirtschaft die eigenen Bedürfnisse nur indirekt befriedigen kann: Denn man muss zunächst einmal Mittel zur Befriedigung der Bedürfnisse anderer bereitstellen, für die sich auch Abnehmer oder eine Nachfrage finden. Das bietet einen Anreiz, zur Befriedigung bereits vorhandener Bedürfnisse neue Mittel zu ersinnen, also neue Produkte zu entwickeln und anzubieten. Zum anderen aber kann man sich die Formbarkeit von Bedürfnissen und ihre illusionäre oder imaginative Seite zunutze machen, indem man durch neue Produkte Bedürfnisse allererst weckt: „Es wird ein Bedürfnis daher nicht sowohl von denen, welche es auf eine unmittelbare Weise haben, als vielmehr durch solche hervorgebracht, welche durch sein Entstehen einen Gewinn suchen.“ (Hegel 1970: 349)

Zusammenfassend lässt sich sagen: Die – im weitesten Sinne – politische Fähigkeit, fremde Interessen nachzuvollziehen und ihre Träger zu überzeugen, ist die Basis der Arbeitsteilung und der Kreativität in der Wirtschaft. Dass diese Fähigkeit sich indessen in der Wirtschaft überhaupt entfalten kann, ist offenbar daran gebunden, dass die Wirtschaft durch den Warenaustausch bestimmt oder eine Marktwirtschaft ist. In der Marktwirtschaft begegnet uns Kreativität in dreierlei Hinsicht: 1) in der Erfindung von Maschinen und Werkzeugen, die die Arbeit erleichtern, 2) in der Erfindung neuer Produkte und Weisen der Bedürfnisbefriedigung sowie schließlich 3) in der Weckung oder „Erfindung“ neuer, bisher unbekannter Bedürfnisse. Damit wird auch deutlich, dass wir diese Art von Kreativität nur bei einem bestimmten Typus der Wirtschaftssubjekte antreffen werden, nämlich bei denjenigen, die auf dem Markt nicht ihre Arbeitskraft, sondern vielmehr Dienstleistungen oder Produkte anbieten. Diese Gruppe von Teilnehmern an den Tauschprozessen einer Marktwirtschaft wird gemeinhin als die der Unternehmer bezeichnet.

2.2 Karl Marx und die Gewinnsucht des Kapitals

Bei den bisher aufgeführten Wirkungen der Kreativität, neue Produkte, neue Bedürfnisse und technische Erfindungen, haben wir eine wesentliche Folge der Kreativität außer Acht gelassen, die Produktionsorganisation. Es ist Karl Marx, der diese Seite innovativen Tuns in der Wirtschaft herausgearbeitet hat, und es ist nicht das Smithsche Streben nach besseren Lebensbedingungen, das Marx als treibendes Motiv dafür sieht.

Nach Hegels oben zitierter Bemerkung werden neue Bedürfnisse nicht von den Konsumenten als vielmehr von den Produzenten entwickelt, die daraus Gewinn zu ziehen suchen. Das Wort „Gewinn“ wird von Hegel ganz

unbefangen gebraucht und hat keinen spezifischen Sinn; es reflektiert nur den Sachverhalt, dass nur der Gewinn, d. h. der Erwerb von möglichst großen Geldmitteln, mich in die Lage versetzt, meine Bedürfnisse in bestmöglicher Weise zu befriedigen. Karl Marx jedoch, in seiner Kritik der modernen Wirtschaft mehr als an Hegel an Aristoteles und dessen Verurteilung der Gewinnsucht, der Pleonexia (Nikomachische Ethik, Buch V, Kap. 4), geschult, erkennt eine Eigendynamik des Gewinnstrebens in der modernen kapitalistischen Wirtschaft. In ihr ist nach Marx der Gewinn nicht länger ein Mittel, um Bedürfnisse durch den Erwerb von Gegenständen oder Waren zu befriedigen, sondern vielmehr ein „Selbstzweck“. Der Gewinn wird hier um seiner selbst willen gesucht (Marx 1970: 167–170).⁷

Marx gibt uns folgende Diagnose: Das Gewinnstreben überlagert in der modernen kapitalistischen Wirtschaft das Streben nach besseren Lebensbedingungen und macht sich dieses dienstbar. Sein Träger ist nicht eigentlich der Mensch als vielmehr das unpersönliche Geld, das als sich selbst vermehrendes Geld zu Kapital geworden ist. *Das Gewinnstreben* oder die „Bewegung des Kapitals“ ist „maßlos“ (Marx 1970: 167) und ist zugleich der eigentliche Antrieb von Innovation und dynamischer Wirtschaftsentwicklung. Es stimuliert die Kreativität, *ist scheinbar selbst kreativ* und ist der Grund all derjenigen Neuerungen der Wirtschaft, auf die schon Adam Smith sein Augenmerk gerichtet hatte. Neue Produkte und die Weckung neuer Bedürfnisse sind ebenso geeignet, den Gewinn zu steigern, wie eine durch die Erfindung neuer Maschinen „verbesserte Produktionsweise“ (Marx 1970: 337). Denn letztere ermöglicht, eine größere Menge von Gütern mit dem gleichen Einsatz von Arbeit und Rohstoffen zu produzieren.⁸

Das Gewinnstreben ist aber noch in einer vierten Weise kreativ, und dies betrifft nicht einzelne Erfindungen, sondern die Arbeitsorganisation im ganzen. Wenn das Gewinnstreben und nicht ein kreatürliches Interesse an der Erleichterung der Lebensmühsal die treibende Kraft der Wirtschaft ist, dann haben auch technische Erfindungen nicht den Sinn, die Arbeit zu erleichtern, wie Smith meinte (Marx 1970: 391). Ihr Zweck ist einzig die „Produk-

⁷ Nach Aristoteles unterscheidet sich die Pleonexia von einem gewöhnlichen Laster dadurch, dass dieses nur nach einem einzelnen Gewinn strebt. Das gewöhnliche Laster oder die gewöhnliche Untugend nimmt sich etwas, was dem jeweiligen Menschen nicht zusteht: Der Kleinliche hält Geld zurück, der Feige sucht, sein Leben zu sichern, wo er es wagen sollte. Die Pleonexia aber sucht den Gewinn als solchen, und das heißt, sie ist nicht auf den jeweils bestimmten konkreten „Gewinn“ (κερδος) aus, sondern auf das Gewinnen (κερδαινειν) als solches (Nikomachische Ethik 1130 a 24 und 28/29).

⁸ Auf die Details der Marxschen Mehrwertlehre kann ich an dieser Stelle nicht eingehen. Immerhin sei erwähnt, dass Gewinnsteigerungen durch technische Verbesserungen eine Erhöhung des „relativen Mehrwertes“ darstellen (Marx 1970: 331–340) im Gegensatz zu einer Erhöhung des „absoluten Mehrwertes“, die durch eine Verlängerung der Arbeitszeit erreicht wird (z. B. Marx 1970: 258).

tion von Mehrwert oder der Gewinn“. Das bedeutet, dass nicht der Arbeitende das Subjekt des Arbeits- oder Produktionsprozesses ist, sondern das sich vermehrende Kapital. Wie die Maschine ein unbeseeltes, ist der Arbeiter nur ein beseeltes Mittel in dessen „Verwertungsprozess“. Deshalb hat in der kapitalistischen Produktion das Arbeitsmittel die Tendenz, sich zu gegenüber dem Arbeiter zu verselbständigen (425). „Aller kapitalistischen Produktion, soweit sie nicht nur Arbeitsprozess, sondern zugleich Verwertungsprozess des Kapitals ist, ist es gemeinsam, dass nicht der Arbeiter die Arbeitsbedingung, sondern umgekehrt die Arbeitsbedingung den Arbeiter anwendet“ (446). Das kapitalistische Gewinnstreben geht nach Marx also darauf aus, nicht nur immerfort technische Erfindungen für den Produktionsprozess nutzbar zu machen, sondern auch die ganze Organisation der Produktion und der Arbeit immer wieder neu zu formieren.

2.3 *Joseph Schumpeter und der Prozess der „schöpferischen Zerstörung“*

Wie man auch über Marx' Theorie der modernen kapitalistischen Produktion im einzelnen denken mag, er hat unseren Blick auf eine wesentliche Seite der Rolle gelenkt, welche die Kreativität in der modernen Wirtschaft spielt. Das Element der Organisation der Produktion ist möglicherweise in der Gegenwart, die von wirtschaftlicher Flexibilisierung und Globalisierung bestimmt zu werden scheint, das wichtigste. Neue Produkte, neue Bedürfnisse, technische Erfindung und Umformung der Organisation der Produktion sind nun die zentralen Elemente der „Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung“ des Ökonomen Joseph Alois Schumpeter. Schumpeter hat seine Gedanken über den Zusammenhang von Wirtschaft und Kreativität in mehreren seiner Bücher dargelegt. Seine Grundgedanken aber sind im wesentlichen seit 1912, dem Erscheinungsjahr der „Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung“, gleich geblieben. Ich werde mich hier daher auf die Darstellung beziehen, die Schumpeter im letzten von ihm selbst veröffentlichten Buch, „Kapitalismus, Sozialismus und Demokratie“ (1942, 1980) gibt.

Die Entwicklung der Wirtschaft vollzieht sich in einem Prozess der „schöpferischen Zerstörung“ (Schumpeter 1980: 134ff.), und diese ist konstitutiv für den „evolutionären Charakter des kapitalistischen Prozesses“ (136). „Der Kapitalismus ist also von Natur aus eine Form oder Methode der ökonomischen Veränderung und ist nicht nur nie stationär, sondern kann es auch nie sein.“ Und die schöpferische Zerstörung, die der Motor dieser Veränderung ist, umfasst bei Schumpeter genau die vier Momente der Kreativität, die wir bereits bei Smith, Hegel und Marx kennengelernt haben – wenn wir „neue Märkte“ als „neue Bedürfnisse“ verstehen: „Der fundamentale Antrieb, der die kapitalistische Maschine in Bewegung setzt und hält, kommt von den neuen Konsumgütern, den neuen Produktions- und Transportme-

thoden, den neuen Märkten, den neuen Formen der industriellen Organisation, welche die kapitalistische Unternehmung schafft.“ (137)⁹

Was oder wer aber ist der Träger dieses Antriebs? Es ist nicht das Smithsche Streben nach besseren Lebensbedingungen, aber es ist derjenige Typus, der sich bei Smith ebenso wie bei Marx als Träger des Wirtschaftsprozesses mehr oder weniger deutlich abgezeichnet hat: der Unternehmer oder der kapitalistische Unternehmer. Doch bei Schumpeter ist der Unternehmer nicht „personifiziertes, mit Willen und Bewusstsein begabtes Kapital“ (Marx 1970: 168), sondern ein Mann, „der in erster Linie für seine Frau und seine Kinder arbeiten und sparen will“, und dessen Ethik „für die Zukunft zu arbeiten einschärft, unabhängig davon, ob man die Ernte selbst einbringen wird oder nicht“ (Schumpeter 1980: 259). Obwohl die „kapitalistische Zivilisation“ in ihrem Wesen „anti-heroisch“ ist (209), stellt doch der Unternehmer eine Art Helden dar, der besonderen Mut, Entschlusskraft und Urteilsvermögen zeigt. Er ist kein Held des Krieges, auch keiner der Öffentlichkeit, und doch sind es eigentlich politische Tugenden und Fähigkeiten, die den „Schumpeter-Unternehmer“, den „schöpferischen Zerstörer“ auszeichnen.

Warum sind diese Fähigkeiten des Unternehmers politisch, oder richtiger: quasipolitisch? Zusammen mit Malte Faber und Reiner Manstetten habe ich, um eines besseren Verständnisses politischer Prozesse willen, die Konzeption des politisch handelnden Menschen als des *homo politicus* entwickelt. Wir verstehen den *homo politicus* als orientiert am Wohl einer politischen Gemeinschaft und an der Gerechtigkeit als der Form dieser Gemeinschaft. Für Gemeinwohl und Gerechtigkeit kann der *homo politicus* sich nur so einsetzen, dass er Zustimmung für sein Handeln und seine Vorschläge gewinnt. Dabei benötigt er Urteilsvermögen und Intuition, er tritt mit anderen in einen Wettstreit, und er ist bereit, auch persönliche Nachteile auf sich zu nehmen¹⁰. Das Handeln des *homo politicus* tritt nun gerade außerhalb von Routinesituationen hervor oder in dem, was an solchen Situationen nicht Routine ist und worin man nicht bestimmten Regeln folgen kann (Faber et. al. 1997: 459). Daher ist auch das Handeln des *homo politicus* innovativ und kreativ. Denn er wird nicht versuchen, einer vorherrschenden Meinung nach dem Munde zu reden und auch nicht einen gleichsam arithmetischen Kompromiss zwischen streitenden Interessen vorschlagen, „sei es nun, dass der politisch Handelnde mit einem völlig überraschenden und neuartigen Vorschlag die Zustimmung der im Streit liegenden Interessenten mit einem

⁹ Schumpeter fügt diesen vier Elementen der „schöpferischen Zerstörung“ als fünftes noch „die Entdeckung neuer Rohstoffquellen oder Halbfertigwaren“ hinzu (Schumpeter 1926: 66, zit. nach Napoleoni 1968: 35).

¹⁰ Die ihm vielleicht viel eher dann entstehen, wenn er in einem solchen Wettstreit obsiegt als wenn er darin unterliegt.

Schlage gewinnt, sei es, dass er mit einem Vorschlag zunächst auf einhellige Ablehnung stößt, die sich aber allmählich in allgemeine Zustimmung wandelt“ (Petersen, Faber, Schiller 2000).

Wir haben diese Konzeption des *homo politicus* dem wirtschaftswissenschaftlichen Modell des *homo oeconomicus* entgegengesetzt, dessen Handeln nicht nur eigennützig, sondern vor allem kalkulierend und selbst berechenbar ist. Und mit diesem Modell des *homo oeconomicus* steht das des Schumpeterschen Unternehmers in einer vergleichbaren Spannung wie das Konzept des *homo politicus*.

Der Unternehmer ist verantwortlich für die wirtschaftliche Entwicklung mit ihren „Aufschwüngen“ und „Rückschlägen“. Beides entsteht „durch das gleichgewichtstörende Eindringen der neuen Produkte oder Methoden“. „Solch neue Dinge zu unternehmen ist schwierig [. . .], erstens weil es außerhalb der Routine-Aufgaben liegt, auf die sich jeder versteht, und zweitens wegen der mannigfachen Widerstände der Umwelt [. . .]. Zuversichtlich außerhalb der vertrauten Fahrwinne zu navigieren und diesen Widerstand zu überwinden, verlangt Fähigkeiten, die nur in einem kleinen Teil der Bevölkerung vorhanden sind und die sowohl den Unternehmertyp wie auch die Unternehmerfunktion ausmachen. Diese Funktion besteht ihrem Wesen nach“ nicht „darin, irgend etwas zu erfinden,“ als vielmehr „darin, dass sie Dinge in Gang setzt“ (214/15).

Schumpeters Unternehmer ist kein *homo politicus*, denn sein Interesse gilt nicht dem Gemeinwohl. Und dennoch muss er über eine Art politischer Urteilskraft und Intuition verfügen. Auch er befindet sich in einer Art Wettstreit, dem Wettbewerb, und braucht Zustimmung, nämlich die Zustimmung der Marktteilnehmer, die seine Produkte kaufen und auf den Handel eingehen, denen er ihnen vorschlägt. Ebenso braucht er außergewöhnlichen Mut, und er sucht die „Romantik des geschäftlichen Abenteurers“ (ibid.) nicht zuletzt um ihrer selbst willen.

Ein außergewöhnlicher, kreativer Menschentypus treibt die wirtschaftliche Entwicklung voran, und dieser Unternehmer ist keineswegs nur ein Funktionär eines anonymen Kapitals, wie Marx in seinem gleichnamigen Werk behauptete (Marx 1970: 168). Schumpeters Bild des Unternehmers ähnelt sehr viel mehr dem Bild, das Marx und Engels im „Manifest der Kommunistischen Partei“ von der modernen Bourgeoisie zeichnen.¹¹

¹¹ Die Bourgeoisie, so Marx und Engels, habe „in der Geschichte eine höchst revolutionäre Rolle gespielt“, „alle feudalen, patriarchalischen, idyllischen Verhältnisse zerstört“ und „kein anderes Band zwischen Mensch und Mensch übriggelassen als das nackte Interesse, als die gefühllose 'bare Zahlung'“ (Marx/Engels 1972: 464). Dabei habe sie „massenhaftere und kolossalere Produktionskräfte geschaffen als alle vergangenen Generationen zusammen“ und reiße nun „durch die rasche Verbesserung aller Produktionsinstrumente, durch die unendlich erleichterten Kommunikationen alle, auch die barbarischsten Nationen in die Zivilisation“ (467 u. 466). Dieses Urteil zitiert Schumpeter anerkennend und zustimmend (1980: 23).

Weil die *Person* des Unternehmers die zentrale Figur in Schumpeters Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung und der schöpferischen Zerstörung ist, steht diese Theorie in einer Spannung zur heute vorherrschenden mathematisch orientierten Wirtschaftswissenschaft, insofern diese auf dem Verhaltensmodell des wesentlich nichtkreativen und berechenbaren *homo oeconomicus* beruht.¹² Das gilt namentlich für die Theorie des allgemeinen Gleichgewichts mit ihrer zentralen Idee der vollkommenen Konkurrenz (129) oder des vollkommenen Wettbewerbs, bei der alle Akteure sich als nutzenmaximierende *homines oeconomici* verhalten und alle ihre Handlungsmöglichkeiten kennen. Die Theorie des allgemeinen Gleichgewichts sucht die Bildung von Preisen auf einem freien Markt zu erklären, und die Konkurrenz ist hier eine Preiskonkurrenz. „Falls etwas Neues eingeführt wird, wird stets“, so Schumpeter, „die vollkommene Konkurrenz zeitweilig aufgehoben“ (172). Denn der „Prozess der schöpferischen Zerstörung“, der „für den Kapitalismus das wesentliche Faktum“ ist (138), macht den „überlieferten Begriff des *modus operandi* der Konkurrenz“ (139) obsolet. Nicht die „Preiskonkurrenz“ sondern die „Qualitätskonkurrenz“, „die Konkurrenz der neuen Ware, der neuen Technik, der neuen Versorgungsquelle, des neuen Organisationstyps“ (140) ist das dominierende Faktum der kapitalistischen Wirtschaftsentwicklung, und diese Art der Konkurrenz ist, wie Schumpeter nicht müde wird zu betonen, immer „gleichgewichtstörend“ (215).

3. Wirkungen und Historizität wirtschaftlicher Kreativität

Schumpeter hat, Smith und Marx folgend, die Kreativität als eine historisch bedingte Erscheinung im Wirtschaftsleben begriffen. Kreativität ist kein Kennzeichen der Wirtschaft schlechthin, sondern mit der Form der Marktwirtschaft und näher der kapitalistischen Marktwirtschaft verbunden, in der Güter nicht nur getauscht werden, um sie zu gebrauchen oder zu verbrauchen, sondern um durch den Tausch einen Gewinn zu erzielen.

Die Kreativität verbindet sich mit dieser Absicht, Gewinn zu erzielen, und der Träger von beidem ist nicht, wie Marx es sieht, ein automatischer Prozess sondern ein bestimmter Menschentypus, der kapitalistische Unternehmer, der über besondere, quasipolitische Fähigkeiten verfügen muss. Schumpeter hält nun die Kreativität nicht nur für ein im Wirtschaftsleben historisch unter besonderen Bedingungen hervorgetretenes Phänomen, sondern auch für ein vergängliches. Und es sind für Schumpeter die Wirkungen der Kreativität selbst, die sie wieder aus dem Wirtschaftsprozess verschwinden lassen. Diese Thesen will ich am Schluss meines Aufsatzes

¹² Das gilt in gleicher Weise für den *homo politicus* im Verhältnis zur Neuen Politischen Ökonomie, die ebenfalls den *homo oeconomicus* voraussetzt.

diskutieren, und beginnen will ich mit den Wirkungen der wirtschaftlichen Kreativität überhaupt.

Wie Smith beobachtet auch Schumpeter, dass die moderne kapitalistische Wirtschaft wie keine Wirtschaftsform zuvor zu einer Hebung des allgemeinen Wohlstands beigetragen hat, „dass der kapitalistische Prozess progressiv den Lebensstandard der Massen erhöht, und zwar nicht durch einen bloßen Zufall, sondern kraft seines Mechanismus“ (115). Dieser Diagnose wird man kaum widersprechen können, und sicherlich ist die Marxsche These falsch, der „kapitalistische Prozess“ führe notwendig zu einer Verelendung der arbeitenden Klasse, des Proletariats.¹³ Allerdings hatte Marx für diese These einen wirklichen Grund. Dass die neue Wirtschaftsweise nicht nur den Reichtum vergrößerte, sondern ebenso die Armut, war schon am Ende des 18. und zu Beginn des 19. Jahrhunderts eine weithin geteilte Erfahrung. So spricht Georg Wilhelm Friedrich Hegel in seiner „Rechtsphilosophie“ von 1821 vom „Herabsinken einer großen Masse unter das Maß einer gewissen Subsistenzweise, die sich von selbst als die für ein Mitglied der Gesellschaft notwendige reguliert,“ was „hinwiederum zugleich die größere Leichtigkeit, unverhältnismäßige Reichtümer in wenige Hände zu konzentrieren, mit sich führt“ (Hegel 1970: 389; § 244). Die Entstehung der modernen, von gleichzeitigem Reichtum begleiteten Armut war für die Menschen des 18. und 19. Jahrhunderts eine schockierende Erfahrung. Von ihr legen nicht nur die Schriften von Marx und Engels, sondern auch das „Nibelheim“ in Richard Wagners Oper „Rheingold“ ein beredtes Zeugnis ab.¹⁴

Die Armut und der mit ihr verbundene Zwang, unter menschenunwürdigen Bedingungen zu arbeiten und zu leben, sind heute in den wirtschaftlich entwickelten Ländern Vergangenheit. Im Phänomen der Armut ist freilich ein Grundzug der modernen kapitalistischen Wirtschaft hervorgetreten, der nicht mit der Armut verschwunden ist. Denn diese Wirtschaftsform verändert ständig die gesellschaftlichen Bedingungen, innerhalb derer sie existiert, und zwar nicht nur die, die sie vorfindet, sondern auch die von ihr selbst hervorbrachten. Der Prozess der schöpferischen Zerstörung bleibt also nicht auf die Sphäre der Wirtschaft im engeren Sinne beschränkt;¹⁵ vielmehr hat „die kapitalistische Entwicklung [. . .] zunächst einmal die institutionellen Ordnungen der feudalen Welt – den Gutshof, das Dorf, die Handwerkerzunft – zerstört oder weitgehend zerstört“ (Schumpeter 1980: 219).

¹³ Diese These trifft auch heute nicht zu, da die Flexibilisierung des Arbeitsprozesses zu einem Wachstum der Einkommensunterschiede führt.

¹⁴ Vgl. dazu Shaw 1973: 39–42 und 49/50. Was diese Erfahrung damals bedeutete und welche Maßnahmen und Reaktionen sie auslöste, beschreibt ausführlich der Wirtschaftshistoriker Karl Polanyi (1978: 113 ff.).

¹⁵ Nach dem Urteil Polanyis ist dadurch „die menschliche Gesellschaft zu einem Beiwerk des Wirtschaftssystems herabgesunken (1978: 111).

Indessen greift der Prozess der schöpferischen Zerstörung auch „die wirtschaftlichen Grundlagen des kleinen Produzenten und Kaufmanns“ an (227). Schumpeter denkt hier vor allem an die politischen Folgen, wenn mit den Besitzern der kleineren Unternehmen die „lebenskräftigsten, fassbarsten, ausdrucksvollsten Gestalten“, die das „Privateigentum und das freie Vertragsrecht“ verkörpern, „die Gestalt des Eigentümers und mit ihr das spezifische Eigentumsinteresse von der Bildfläche“ verschwindet. Denn Eigentümer in diesem Sinn sind weder „all die bezahlten Direktoren und Unterdirektoren“ noch die großen oder kleinen Aktienbesitzer (328/9). Verschwindet also auf der einen Seite zusehends der Typus des Trägers der schöpferischen Zerstörung, der Unternehmer, so wird andererseits auch, wie Schumpeter behauptet, seine Funktion überflüssig, sie „veraltet“. Denn „der Fortschritt selbst kann ebenso gut mechanisiert werden wie die Leitung einer stationären Wirtschaft“ (214): „Das Erfinden selbst ist zu einer Routinesache geworden. Der technische Fortschritt wird in zunehmendem Maße zur Sache von geschulten Spezialistengruppen, die das, was man von ihnen verlangt, liefern und dafür sorgen, dass es auf die vorausgesagte Weise funktioniert.“ (215) Zugleich wird es leichter, „Dinge zu tun, die außerhalb der vertrauten Routine liegen“, und die soziale Umwelt nimmt wirtschaftliche Veränderungen „als selbstverständlich hin“ „statt Widerstand zu leisten“ (215f.).

Für Schumpeter zeigt daher „der wirtschaftliche Fortschritt die Tendenz, entpersönlicht und automatisiert zu werden“ (216), und das würde bedeuten, dass die Kreativität allmählich aus dem Wirtschaftsleben verschwände. Viel spricht für die Richtigkeit dieser These. Denn dass wir gegenwärtig „von technologischen und wissenschaftlichen Innovationen überrascht [werden] wie kaum eine Generation zuvor“¹⁶, beweist hiergegen nichts. Gerade die Menge der Innovationen spricht für eine Automatisierung des Fortschritts, und außerdem sind die Innovationen meist nicht wirklich überraschend, sondern vorhersehbar wie die für das Jahr 2000 angekündigte Entschlüsselung des menschlichen Genoms.¹⁷

Das eigentlich Neue an der gegenwärtigen Situation der Wirtschaft ist auch offenbar nicht die Fülle von Innovationen, sondern die Veränderung der industriellen Organisation, die mit den Begriffen „Flexibilisierung“, „vernetzte Unternehmensstruktur“, „Re-engineering“ und „diskontinuierlicher Umbau von Institutionen“ (vgl. Sennett 1999: 59ff.) verbunden wird. Diese Veränderung scheint zwar zunächst ein Indiz für wirtschaftliche Kreativität, weil sie starre Routinen zu beseitigen verspricht und Anpassungsfä-

¹⁶ So Frank Schirrmacher in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung vom 23. Mai 2000, S. 49.

¹⁷ Man mag sich fragen, ob der Unternehmer Craig Venter, der die Firma „Celera Genomics“ gegründet hat und eben jene Ankündigung gemacht hat, ein Unternehmer in Schumpeters Sinne ist, ob er „die Dinge in Gang setzt“ oder ob er sich nur Entwicklungen zunutze macht, welche die öffentliche Großforschung angestoßen hat.

higkeit und Flexibilität von den abhängig Beschäftigten verlangt, was die Bereitschaft zu einem häufigen Wechsel des Arbeitsplatzes einschließt. Doch obwohl diese Neuorganisation der industriellen Organisation im einzelnen ungeplant und chaotisch verlaufen kann, ist sie keineswegs das Werk einzelner kreativer Unternehmerpersönlichkeiten, sondern erscheint vielmehr ebenfalls als Exempel eines planmäßig betriebenen wirtschaftlichen Fortschritts.¹⁸

Schumpeter hatte erwartet, dass mit dem Unternehmer als dem Träger des Prozesses der schöpferischen Zerstörung auch die Kreativität als solche – wenn damit auch nicht der Fortschritt und der Wandel – aus der Wirtschaft verschwindet. So viel auch heute von Kreativität in der Wirtschaft die Rede ist, die Tatsachen reichen meines Erachtens nicht aus, um Schumpeters Thesen zu entkräften. Schumpeter hatte freilich noch mehr behauptet. Mit dem Verschwinden des Unternehmertypus, der Schwächung des Eigentums und des freien Vertrages schwinde auch die Legitimität der kapitalistischen, marktwirtschaftlichen Ordnung. Eine These von Marx variierend schreibt Schumpeter der kapitalistischen Entwicklung die Tendenz zu, die Transformation der kapitalistischen Zivilisation in eine „sozialistische Gesellschaft“ vorzubereiten, worunter er ein „institutionelles System“ versteht, in dem die „Kontrolle über die Produktionsmittel und über die Produktion selbst einer Zentralbehörde zusteht“ (268). Diese Erwartung scheint vollkommen obsolet, da nach dem ökonomischen Zusammenbruch des Sozialismus in Europa die ehemals sozialistischen Staaten ihre Wirtschaften in Marktwirtschaften zu transformieren suchen.

Gleichwohl halte ich Schumpeters Thesen zum Sozialismus nicht für gegenstandslos. Hierzu abschließend zwei Beispiele. Schumpeters Kriterium des Sozialismus ist die zentrale Planung, und Züge der Planwirtschaft finden sich auch in der modernen Wirtschaft immer häufiger. Großunternehmen gehen etwa dazu über, ihre einzelnen Abteilungen in sogenannte *profit centers* zu verwandeln, die Ihre Produkte und ihre Rohstoffe mit den anderen Abteilungen zu gegebenen „Preisen“ „handeln“. Auf diese Weise wollen die

¹⁸ Diese Art der Veränderung erzeugt wirtschaftliche und soziale Instabilität, sie führt unter anderem zum Verlust langfristiger Bindungen (Sennett 1999: 27–29) und auch zum Verlust der Anerkennung, die mit der Ausübung eines ganz bestimmten Berufes verbunden ist. Langfristige Bindungen und Anerkennung sind an beständige Strukturen gebunden. Georg Wilhelm Friedrich Hegel hat die moderne Wirtschaft als das „System der Bedürfnisse“ begriffen. „System“ meint Beständigkeit und Stabilität, und Hegel entwickelt in seiner „Rechtsphilosophie“ die Auffassung, dass die moderne Wirtschaft auf einer Balance von Dynamik und Veränderung auf der einen und stabilisierenden Faktoren auf der anderen Seite beruht. Kreativität, Innovation und Wandel setzen danach voraus, dass die einzelnen Sektoren und Branchen der Wirtschaft, aber auch die Märkte eine gewisse Stabilität aufweisen (vgl. Petersen/Fulda 1999). Diese Stabilität wird durch die gegenwärtige Flexibilisierung der Wirtschaft in Frage gestellt.

Unternehmen rationaler produzieren und Effizienz erreichen. Gerade dies ist ein Verfahren, das Schumpeter als mögliches Vorgehen der zentralen Behörde diskutiert (280 ff.).

Das zweite Beispiel: Eine wirklich kreative Rolle in der heutigen Wirtschaft spielt heute die Politik. Das tut sie nicht auf den in diesem Aufsatz behandelten Feldern; vielmehr schafft sie, von der Öffentlichkeit wenig bemerkt, neue Wirtschaftszweige. Ein solcher durch die Umweltpolitik entstandener neuer Wirtschaftszweig ist die Abfallwirtschaft, die sich durch große Wachstumsraten auszeichnet. Interessant sind aber nicht nur diese Wachstumsraten, sondern dass derartige Wirtschaftszweige häufig Experimentierfelder der Planwirtschaft sind, ohne dass dies eigentlich gewollt ist – und typischerweise sind sie mit massiven Beschränkungen des Eigentumsrechts verbunden.¹⁹

Doch die Frage dieses Aufsatzes war nicht die nach den Chancen und der Realisierbarkeit einer sozialistischen Wirtschaft. Für Schumpeter, der trotz seiner Hochachtung vor Marx alles andere als ein Marxist ist, ist der Sozialismus keine Hoffnung, sondern nur eine wahrscheinliche Perspektive. „Sozialismus“ ist zuletzt eine Chiffre für eine hochentwickelte Wirtschaftsform, in der menschliche Kreativität, das Schöpferische, keine Rolle mehr spielt, weil sich wirtschaftliche Dynamik und Kreativität entkoppelt haben. Und so ist die eigentliche Frage, ob die Kreativität, die Fähigkeit Neues zu erzeugen, nur eine vorübergehende Verbindung mit der Wirtschaft eingegangen ist, ob, in Schumpeters Worten, in Zukunft „die menschliche Energie sich von der Wirtschaft abwenden“ und „das Streben nach anderen als wirtschaftlichen Zielen [. . .] die Geister anziehen und das Abenteuer bieten“ wird.

Literatur

- Arendt H (1981) *Vita Activa oder Vom tätigen Leben*. München 1981
 Arendt H (1985) *Das Urteilen*. München
 Aristoteles (1972) *Die Nikomachische Ethik*. Übersetzt und herausgegeben von Olof Gigon. München
 Aristoteles (1973) *Politik*. Übersetzt und herausgegeben von Olof Gigon. München
 Aristoteles (1979) *Ethica Nicomachea*. Recognovit I. Bywater. Oxonii
 Aristoteles (1985) *Politica*. Recognovit W.D. Ross. Oxonii
Biblia Vulgata. Herausgegeben von Alberto Colunga und Laurentio Turrado. Biblioteca de Autores Christianos. Madrid 1985
 Faber M, Manstetten R, Petersen T (1997) *Homo politicus and homo oeconomicus*. Political Economy, Constitutional Interest and Ecological Interest. In: *Kyklos* 50, p 457–483
 Hegel GWF (1970) *Grundlinien der Philosophie des Rechts oder Naturrecht und Staatswissenschaft im Grundrisse* (1821). Frankfurt am Main
 Marx K (1970) *Das Kapital*. Erster Band. Buch I: *Der Produktionsprozeß des Kapitals*. Berlin

¹⁹ Zum Beispiel der Abfallwirtschaft siehe Petersen et al. 1999.

- Marx K, Engels F (1972) Manifest der Kommunistischen Partei. In: Marx Engels Werke, Bd 4, S 459–493
- Meier C (1993) Athen. Ein Neubeginn der Weltgeschichte. Berlin
- Napoleoni C (1968) Grundzüge der modernen ökonomischen Theorien. Frankfurt am Main
- Novum Testamentum graece. Ediderunt Kurt Aland et al. Stuttgart 1979
- Petersen T, Faber M, Herrmann B (1999) Vom „Müllnotstand“ zum „Müllmangel“. Die neuere Entwicklung in der deutschen Abfallwirtschaft. In: Müll und Abfall, Jg 31 (1999), 537–545
- Petersen T, Faber M, Schiller J (2000) Umweltpolitik in einer evolutionären Wirtschaft und die Bedeutung des Menschenbildes. Erscheint in: Bodo Linscheidt (Hrsg.), Staatshandeln im Umweltschutz. Berlin
- Petersen T, Fulda HF (1999) Hegels System der Bedürfnisse. In: DIALEKTIK 3/99, 129–146
- Platon: Politeia – Der Staat. Werke in acht Bänden. Herausgegeben von Günther Eigler. Viertes Band. Darmstadt 1990
- Polanyi K (1978) The Great Transformation. Politische und ökonomische Ursprünge von Gesellschaften und Wirtschaftssystemen. Frankfurt am Main
- Schumpeter JA. (1926) Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung. 2. Aufl. Leipzig
- Schumpeter JA. (1980) Kapitalismus, Sozialismus und Demokratie. Fünfte Aufl. München 1980 (Capitalism, Socialism and Democracy. New York 1942)
- Sennett R (1999) Der flexible Mensch. Die Kultur des neuen Kapitalismus. Berlin
- Septuaginta. Id est Vetus Testamentum graece iuxta LXX interpretes. Edidit Alfred Rahlfs. Stuttgart 1979
- Shaw B (1973) Wagner-Brevier (The perfect Wagnerite). Frankfurt am Main
- Smith A (1978) Der Wohlstand der Nationen. Übersetzt von Claus Recktenwald. München
- Smith, A (1981) An Inquiry into the Nature and Causes of the Wealth of Nations. 2 Vols. Indianapolis: Liberty Fund
- Smith A (1985) Theorie der ethischen Gefühle. Nach der Auflage letzter Hand übersetzt und mit Einleitung, Anmerkungen und Registern herausgegeben von Walther Eckstein. Hamburg
- Thomas von Aquin (1923) Divi Thomae Aquinatis Ordinis Praedicatorum Doctoris Angelici Summa Theologica. Editio Altera Romana. 6 Bde. Rom

